Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1933-1934)
Heft: 5

Artikel: Über Freundschaft und Gespräch
Autor: D'Ors, Eugenio
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758385

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Über Freundschaft und Gespräch

von Eugenio d'Ors

Autorisierte Übersetzung von Fritz Ernst

Die NSR. hat früh der in Spanien sich vollziehenden Erneuerung ihre Aufmerksamkeit gewidmet. Die Dichter und Denker Azorin, Ortega und Morente blieben für ihre Leser keine leeren Namen. Mit dem in Kuba geborenen Katalonier, heute an der Madrider Universität als Professor für Kulturwissenschaft wirkenden Schriftsteller Eugenio d'Ors möchten wir unsern Reihen einen weitern vorbildlichen Kämpfer eingliedern. In Spanien war er lange bekannt unter dem Pseudonym Xenius. Das vorgelegte Stück enthält eine Rede an die Madrider Studenten, in deren schönem Heim an der Peripherie der Stadt. Die Einleitung des Redners konnte für unsern Zweck wegbleiben. Im übrigen aber glaubten wir, daß die Gebrechen, die Eugenio d'Ors an den Menschen jenseits der Pyrenäen entdeckte und die den Anwohnern der Alpen nicht fremd sind, von diesen gewiß gerne in einem Fernspiegel betrachtet würden. D. Ü.

Meine Herren, meine Freunde! Die bittern Wahrheiten, die ich auszusprechen haben werde, gründen sich auf den Umgang mit einer ganzen Generation von jungen Menschen, auf die persönliche und aufmerksame Erfahrung der verschiedenen Voraussetzungen im Gefühlsleben mehrerer moderner Völker, auf das unablässige Eindringen in die Seele immer neuer Individuen. Dergestalt ist der Freund, der heute zu euch spricht, zu der grausamen Einsicht gelangt, daß der schlimmste Mangel des spanischen Volkes auf etwas beruht, das jeder Würde bar ist und nur dem Sklaven eignet: auf der Unfähigkeit zur Freundschaft.

So grausam die Behauptung, so leicht ist ihre Nachprüfung. Möge nur jeder von uns einen scharfen, unerschrockenen Blick um sich und vor allem in sich werfen. Alsbald wird sich diesem Blick enthüllen, daß das Herz der Spanier, ohne böser und verstockter zu sein als dasjenige anderer moderner Völker, trotzdem zur Freundschaft nicht geschaffen scheint. Strecke die Hand nach deinem Nächsten aus, um dich ihm frei und offen anzuschließen — er entzieht sich, flieht.

Man kann diesen Hang besiegen, man besiegt ihn immer wieder. Alle haben wir beste Freunde: nur Undankbarkeit ließe dies unausgesprochen! Alle, fast alle, sind wir gute Freunde unsrer Freunde. Aber, bekennen wir es nur, dieser Gefühlsbesitz wurde von uns meist errungen als Preis im Kampfe gegen etwas, das ein erworbenes Laster sein muß, zufolge seiner Verwurzelung aber wie ein natürlicher In-

stinkt wirkt — im Kampfe gegen einen Trieb, der, kaum verdrängt durch seelische Gewalt, alsbald von neuem seinen alten Platz behauptet... Für gewöhnlich erscheint unter uns die Freundschaft nicht als die reine, süße Regung, sondern als eine vorsätzliche Übung, vergleichbar der männlich entschlossenen Keuschheit. Wir sind Freunde, wenn wir es vermögen, wie wir keusch leben, wenn wir es können: aus Überwindung unsrer selbst.

Wir kannten edle Geister höchsten Ranges, denen alle Gaben, alle Gnaden zuteil geworden waren: nur die Gnade, nur das Geschenk der Freundschaft fehlte ihnen. Wie oft sahen wir nicht diese Männer sich wegstehlen in das Dunkel ihres Hauses! Wie oft errieten wir, aus der gleichförmigen Freundlichkeit ihres Umganges, ihrer Briefe, die schmerzliche Dürre ihrer Freundschaftslosigkeit. Am andern Pol, in der üblichen Kameraderie der Cliquen, der Cafés, der Hörsäle und Wandelgänge, finden wir gleich wenig wirkliches Vertrauen noch wahre Neigung eines Manns zum Mann. Bedenkt doch folgendes: So oft hier ein Berühmter stirbt, ein Schriftsteller, ein Gelehrter, ein Politiker oder Künstler, und wir uns fragen: «Wer könnte ihm nun einen Nekrolog verfassen, zugleich gestützt auf Kenntnis und Bekanntschaft, eine Mitteilung, die Kindheitserinnerungen, geistige Entwicklung, Züge aus dem häuslichen Leben des Dahingegangenen mit der wissenschaftlichen Interpretation des hinterlassenen Werks vereinte, kurz eine Biographie, wie in jeder zeitgenössischen Literatur früher oder später jeder Tote von einiger Bedeutung zu erhalten pflegt?» — so oft müssen wir uns die gleiche entmutigende Antwort geben: «niemand...» Niemand kann auf ein solches Grab den Kranz geliebter Erinnerungen niederlegen, weil das beschlossene Leben dahinging ohne jenen innigen Gedankenaustausch, worin die Freundschaft ruht.

Wir sind wahrlich ja unfähig zur einfachsten Gebärde aus dem Geist der Freundschaft!... Ich weiß von einem unsersgleichen, der nach Italien ging und dort Bekanntschaft machte mit einem verdientesten Gelehrten. Es begab sich, daß dieser Gelehrte bald Zuneigung faßte zur Person und zur Begabung unseres jungen Mannes. Gleicherweise sympathisierte dieser letztere mit dem Gelehrten, so daß man sagen kann, er liebte ihn auf seine Weise. Der Meister, reif an Jahren und Erfahrungen, überall gehört und von jedermann gesucht, war eine gesellschaftliche Macht von unberechenbarer Wirkung — unser junger Mann noch ein Student. Sollte man glauben,

daß derselbe nicht müde wurde, den Gelehrten mit seinen Vorbehalten, seinen Spitzen, seinem ständigen Mißtrauen abzustoßen? ... Er verstand sich nun einmal auf keine einzige Gebärde der Freundschaft. Vor sie hingestellt, benahm er sich wie ein schüchterner Junge auf Liebespfaden, wie ein Rüpel, der nicht weiß was machen mit dem herzlichen Empfang, den man ihm bei Hof erweist.

Glauben wir aber nicht, daß diese Sprödigkeit nur äußerlich bedingt sei, sozusagen eine Frage der Ungehobeltheit, noch auch so tief verwurzelt, daß sie nur aus gründlichem Egoismus stammen könnte. Ich denke, daß Egoismus und Altruismus, rauhe oder feine Formen, recht wenig zu tun haben mit der Erscheinung, die uns hier betrübt. Es handelt sich dabei, wir sagten es bereits, im eigentlichen Sinn um eine Unfähigkeit zur Freundschaft, um eine Art Krankheit, eine Impotenz, vielleicht zum großen Teil nur scheinbar, vielleicht mehr auf Mangel an Übung als Talent beruhend, immerhin eine so ernsthafte Unfähigkeit, daß sie sichtbar aus dem gefühlsmäßigen auf das gedankliche Leben übergreift. Denn wir können nicht anders als einen neuen Beweis für die Freundschaftsarmut des Spaniers in seiner gewissermaßen tragischen Unfähigkeit zum Gespräch erblicken.

Unfähigkeit zum Gespräch: weiß jemand einen klarern Ausdruck geistiger Unfruchtbarkeit? Denn mir scheint, als ob ohne Gespräch, mindestens ohne Selbstgespräch, kein Denken, das dieses Namens würdig, denkbar ist. Ja, ich bin sogar nur wenig geneigt zu glauben, daß der lieblos Einsame, der sich zum Denken einschließt, wirklich denkt. Wenn jemand in seinem Zimmer mehr als ein paar Stunden zubringt, d. h. länger, als den Triebfedern unseres Geistes bis zum Nachlassen vergönnt ist, und wenn ihr nach Überschreiten dieser Zeit ihn noch so antrefft, wie ihr ihn verlassen, in derselben Haltung, ohne zu lesen noch zu schreiben, und gar mit der Stirne in die Hand gestützt, dann glaubet mir: ihr könnt aus Mitleid ihm ja zubilligen, daß er noch immer denkt — wahrscheinlicher aber ist, daß er ganz einfach schläft.

Im Grunde tun diese Leute, die angeblich denken ohne zu schreiben, oder schreiben ohne zu publizieren, oder zu verstehen geben, daß sie ihr Wissen, d. h. was sie so nennen, lieber für sich behalten — im Grunde tun diese Leute nichts als schlafen, schlafen, schlafen. ... Nein! Denken bedeutet Tätigkeit. Es gibt im Seelenleben keinen wirklichen Eindruck ohne Ausdruck, Schöpfung, Poesie. Es ist da

immer etwas, das hinaus will, das übersetzt sein muß, das den engen Kreis des Individuums sprengt. Denken, eine Art zu lieben, lebt von Gesellschaft und Geselligkeit, von Mitarbeit und Austausch, von Gegenwart des Denkens bei Lebenden und Toten — von Kultur.

Ich hatte einst mit Octavio Romeu ein Gespräch über das Gespräch . . . Da es aber wahrscheinlich ist, daß die meisten von euch bis heute nichts von Octavio Romeu hörten, halte ich mich für verpflichtet, euch vorher in zwei Worten zu erklären, daß dieser Name weniger meinen Freund, als vielmehr meinen eigentlichen Lehrer bedeutet, den Mann, dem ich das Beste alles dessen schulde, was ich weiß und bin. Älter, ziemlich älter als wir alle, Ingenieur und mysteriöser Künstler, dazu Urtypus Mensch, Dandy von der besten Art, Hersteller ausgesuchter Zartheiten, Bejahungen und Verneinungen, ein Mann von glatten Wangen und von freier Stirn, im Auge ein analytisches Monokel, «mit starken, sicher wie Chirurgeninstrumente arbeitenden Händen», ist er ein durchaus singuläres Wesen, auf welchem höchstens dieser Schatten liegt: daß es nicht existiert.

Also diesem Octavio Romeu begegnete ich eines Tages im vergangenen Sommer, wie er in einem Laden einen Koffer kaufte.

«Ihr verreist, geliebter Meister?» fragte ich ihn.

«Ja, Xenius,» antwortete er, «ich will mich für einige Zeit entfernen.»

«Meerbäder, schöne Städte, Wasserkur, Ruhekur, Höhenkur?»

«Nein, Xenius, Gesprächskur. Ja, Gesprächskur! Das Wort verwundert euch. So will ich mich erklären. Es gibt eine Reihe von Problemen, die mich anziehen, die mich bis zu dem Punkte fesseln, daß ich für einige derselben, so völlig theoretisch sie sein mögen, ohne Wanken gern mein Leben gäbe — ein Leben, das mir auf alle Fälle ohne sie allzubeschwerlich scheint. Nun habe ich lange Zeit verfließen lassen, ohne über diese Dinge mit irgendwem zu sprechen. Daher beginnen sie sich in mir zu verhärten, zu verarmen, abzusterben. Ich suche also keine Heilung von einer eigentlichen Krankheit, denn meine körperliche Gesundheit ist durchaus tadellos; ich suche keine fernen Länder, deren ich grosser Reisender vor dem Herrn genug gesehen habe; ich suche keine Landschaften, die mir über sind, noch Museen, die mich gegenwärtig zum Gähnen bringen würden; ich suche weder ein Panorama noch ewigen Schnee; ich suche weder Harnsäure loszuwerden noch Vergessenheit zu trinken;

ich suche ganz einfach einen Partner, dieses wundervolle unschätzbare Ding, einen Partner zum Gespräch . . . Was ich hier nicht finde, finde ich sicher ein paar Schritte weiter, im ersten besten Berghotel. Da treffe ich jene freundlichen, gütigen Professoren in Ferien. Da treffe ich jene protestantischen Pfarrer mit ihren Angehörigen, alle so gebildet, alle so erpicht auf etwas Neues. Da treffe ich Studenten, Snobs, warum nicht?, Snobs, Backfische, dann jene bescheidenen Rentner, welche ihr bißchen Geld auf ihre Geisteszier verwenden. Und für ein paar Tage wird es ein Fest sein, ein Taumel, dessen Erinnerung mich trösten, stärken wird für Monate und Monate . . .» Hier unterbrach sich Meister Romeu, denn der Händler kam mit einem Koffer. Ich aber erging mich in Gedanken über diese andere Tragödie Spaniens, diesen andern Aspekt seiner Unfähigkeit zur Freundschaft: seine Unfähigkeit zum Gespräch.

Wir wollen jene mehr oder weniger gewaltsamen Ausbrüche nicht Gespräche nennen. Auch nicht jene schlauen Verhöre, in denen der eine Teil den andern bis aufs Hemd ausplündert und dabei sich vorsingen läßt, ohne ein Wort dazu zu sagen. Auch nicht jenen Tausch bäurischer Gemeinplätze, wo jeder den andern belauert und keiner etwas gibt, jenes berühmte Hin- und Wiederfragen, wovon Maupassant uns den normannischen und einige jüdische Humoristen den israelitischen Typus geschildert haben — Dinge, die es auch bei uns zur Genüge gibt . . . Nein. All das haben wir, aber all das ist noch kein Gespräch. Das wahre Gespräch beginnt erst da, wo man im Worttausch gibt und nimmt, gleichmäßig und doch unberechnet nimmt und gibt, nachgebend einem Gebot warmer Menschlichkeit, Gesittung und Neugier. Diese gegenseitige Entsprechung findet sich selbst in den Gesprächen zwischen dem Lehrer und dem Schüler. Denkt nur an die Gespräche eines Sokrates! Es ist wahr, daß Sokrates in seinen kunstvoll lichten Dialogen l e h r t ; es ist auch wahr, daß er sie f ü h r t. Aber seine Partner sind deshalb niemals bloßes Echo, niemals nur Spiegel des großen Mannes; sie sind vielmehr seine Mitarbeiter. Wenn auf der Jagd nach der Wahrheit der Meister das Wild schließlich erlegt, so sind die Schüler doch auch mitgerannt und halfen es umstellen. Die Beute ist gerechter Lohn für alle, Geisteszehrung aller, Preis intelligenter Tüchtigkeit bei allen . . . Vergessen wir ferner nicht, daß diese Gespräche, so wie sie auf uns gekommen sind, das Werk von Schülern darstellen, die aus einer dramatischen Situation eine Theorie herauskristallisierten. Man ver-

steht ohne weiteres, daß das ursprüngliche Drama viel lebendiger, und die Rolle der Mitspieler darin viel weniger abgezirkelt war; daß also der Philosoph, was er gab, zuerst erhielt, und dies in weit höherem Maß, als es heute aus dem Gedankengewebe seiner Jünger noch ersichtlich ist.

Ein anderes berühmtes Beispiel von historischen Gesprächen, welche die Weltliteratur aufbewahrt (die imaginären lassen wir um ihres notwendigen Subjektivismus willen ganz beiseite), sind die schönsten zwischen Goethe und Eckermann, vom letztern nachträglich herausgegeben. Das Buch obenhin durchgehend, könnte man heute glauben, daß der Dichter darin monologisiert, seine Wahrheit an den Mann bringt, zwischen Anekdoten ehemals Seelenhaftes zu kalter Objektivität erhebt. Wir müssen aber berücksichtigen, daß wir diese Gespräche nicht in der ursprünglichen, authentischen Fassung zu lesen pflegen. Die Herausgeber, vor allem die Übersetzer, glaubten gemeinhin, den Anteil Eckermanns so gut wie unterdrücken zu dürfen. Auf diese Weise erhält man allerdings ein substantielles Buch, aber zugleich auch ein ungetreues Bild von Goethes wahrer Geisteshaltung. Goethe, ein so durch und durch wissenschaftlicher Geist, hat seine Ergebnisse auch im höchsten Alter nicht dogmatisch entwickeln können. Wie hätte er auch aufhören wollen, ein Dialogist in unserem Sinn zu sein, da er in jenen nämlichen Jahren sich mit einer Art Ministerium der Konversation umgab, mit den Spezialisten ihrer Disziplinen, dem Bibliothekar Riemer für Philologie, dem Maler Meyer für Malerei, dem Architekten Coudray für öffentliche Bauten, dem Kanzler Müller für europäische Politik, dem Naturwissenschaftler Soret für Mineralogie, seinen Familienangehörigen und Besuchern für das, was ihres Amtes war — und all das, damit der große Geist, bis zu seinem Erlöschen vom Hunger nach Wachstum und Vollendung erfüllt, der Seelenspeise nicht ermangle! ... In eben diesen Eckermann-Gesprächen, die wir in unseren Händen zu halten pflegen, bemerken wir, auch wenn wir vom Anteil Eckermanns absehen, daß fast alles, was Goethe sagt, von außen, Menschen oder Dingen, angeregt worden ist. Olympier! sagt man. Ja, aber im eigentlichen Wortverstand: nicht Buddha, der unbeweglich auf seinen Nabel starrt, sondern Zeus, der allnächtlich das Lager der schönsten Sterblichen aufsucht.

Vergleicht nun diese sokratische und goethesche Lebensweise mit der eines spanischen Politikers, von dem man mir erzählte, es sei

unmöglich, ihm etwas mitzuteilen, weil er, bevor man anfängt, behauptet informierter als der Informierende zu sein. Vergleicht sie mit der des ewigen Miles gloriosus, der bei der tausendsten Erzählung seiner Heldentaten nicht die mindeste Unterbrechung duldet. Vergleicht sie mit der unseres Gesandten in Berlin, der selbst nach Jahr und Tag kein Deutsch verstand, ja sogar peinlich darauf hielt, daß keine einzige Zeitung der Stadt sein Haus verstörte. Oder mit der unseres Kardinals, der gestorben ist, ohne je mit einem Fuß ein römisches Museum betreten zu haben. Oder mit der eines bekannten, bereits verblichenen spanischen Gelehrten, einer Art retrospektiven Großinquisitors mit so wenig Wissensdurst, daß Farinelli mir von ihm sagen konnte, derselbe habe während seines ganzen Lebens sich nicht einmal ausflugsweise nach Toledo begeben. Vergleicht sie mit den vielen fatalistischen Sprödlingen, und den vielen andern freiwilligen Ignoranten, die hinter ihren Meinungen verschanzt in Zeit und Ewigkeit weder durch Buch noch Rede aufzurütteln sind. Und mit den vielen Monologisten auf dem Katheder und im Café. Und mit den vielen Scharfmäulern, deren Redestrom immer ein Opfer findet, ein Opfer, dessen einzige Schuld in einem zarteren Sinn, einem nachdenklicheren Verstand oder einer besseren Erziehung liegt.

Steigen wir nach dieser anekdotischen Vergleichung auf zu einer ideellen, um festzustellen, daß der Mensch im Monolog, wo er gibt ohne zu empfangen, sich als Dogmatiker benimmt, derjenige aber, der nach Art des geschilderten Verhörs nur nimmt ohne zu geben, als Politiker. Nur wer sich hingebend empfängt und empfangend sich hingibt, wer wirklich dialogisiert, nur der benimmt sich philosophisch, der allein denkt wirklich. Denn, nochmals, Nichteignung zum Gespräch bedeutet nicht sowohl allgemeine, als besonders geistige Minderwertigkeit. Wer von Grund aus die tief ironische Kunst des Gesprächs verwirft, wird hoher Wissenschaft nie fähig sein. Er wird sich, ist er kühn, verwiesen sehen auf Dogmatik; ist er feige, auf jene Bauernschlauheit, wie wir sie erwähnten in der normannischen und jüdischen Unterhaltung.

Pflegen wir also das heilige Gespräch, das Kind der Liebe von Verstand und Herzlichkeit. Und damit es Instrument der Freundschaft werde, üben wir uns, Kameraden, in diesem schwierigen Geschäft: dem freundschaftlichen Gespräch die Weihe der Beichte einzuhauchen . . . Denn, meine Freunde, in allen unseren Seelen ist auch reichlich Gift. In jedem von uns hat das Leben seinen bittern

Bodensatz zurückgelassen, der sich nur löst, so Freundesarm um Freundesarm sich schlingt, und, wenn es schlimmer ist, so Wange sich zu Wange findet.

Es gibt eine seelische Tortur nicht nur der jungen Spanier, sondern aller Zeitgenossen unserer Zeit, all derer, die zu Beginn unseres Jahrhunderts produktiv geworden sind. Wir stammen aus einer romantischen Epoche, in der unter angeblichem Gefühlsüberschwang sich viel Gefühlsschauspielerei verbarg. Diejenigen, welche begabt und belastet mit seelischer Zartheit, die letzten und unerfreulichsten Äußerungen jener Gefühlsschauspielerei erlebten, wurden ergriffen von einem Ekel, der durch andauernde Wiederholung tief und tiefer, bis an die Wurzeln des Charakters drang. Ein Mensch aber, der an seinen Wurzeln diesen Ekel spürt, erstreckt ihn mit der Zeit nicht nur auf den Mißbrauch des Gefühls, sondern auf das Gefühl selber, und schließlich nicht nur auf sein eigenes, sondern aller andern.

Durch das 19. Jahrhundert geht ein eigentümlicher Zynismus des Gefühls. Es erbte ihn von Rousseau. Der Tag, an welchem Rousseau jedermann erzählte, daß er seine Kinder ins Findelhaus ausgesetzt, bedeutete für die gesamte Menschheit das nämliche, was für ein Modell die Stunde, da es zum erstenmal nackt auf den Schemel stehen muß. Nach Rousseau kam die ganze Literatur der Romantik. Es kam George Sand, die Frau, die sich nicht schämte, die Verwirrung ihrer Gefühle preiszugeben. Es kam, mit den Romantikern der Dekadenz, Paul Verlaine, der in seinen Oden und Ödchen, die übrigens in anderer Beziehung wundervoll sind, seine senilen Laster streichelte. Und es kam einer, dessen literarische Stellung noch nicht hinlänglich gewürdigt ist, bedeutet er doch in der Universalgeschichte des Zynismus den Gipfel der Verherrlichung des Bösen. Ich spreche von Charles-Louis-Philippe. Charles-Louis-Philippe ist der erste, der vor den Augen der gerührten Leser die literarische Beichte seiner Ärmlichkeit wagte, nicht einer heroisch ertragenen Armut, nicht einer horazisch eleganten Schlichtheit, nicht eines zum Himmel schreienden sozialen Elends, sondern ganz einfach der Ärmlichkeit ohne Stolz, ohne Bescheidenheit, ohne Hoffnung, ohne Poesie, gewoben einzig und allein aus einer Schande, die man vorher geheim gehalten hatte.

Der Widerspruch zu all dem, der von den Besseren ausgegangen ist, hat unser Gefühlsleben mit einer Mauer von Mißtrauen, Trockenheit und Scheu umgeben. Es gibt ein Buch, ein kleines ungeheures

Buch, Benjamin Constants «Adolphe» — wer es nicht kennt, kennt das 19. Jahrhundert bei weitem nicht. Adolphe ist sozusagen ein umgekehrter Werther, der mit raffiniertester Bitterkeit schon unsere heutige Angst ausgesprochen hat. Man könnte meinen, die folgenden Worte seien geschrieben an das Tor einer wortlosen, luftleeren Hölle, in welcher mitten unter romantisch schwelgerischer Vulgarität heimlich-zarte Seelen leben müssen:

«Ich wußte damals noch nicht, was Furchtsamkeit sei, diese innerste Hemmung, welche uns bis ins vorgeschrittenste Alter quält, welche unsere lebhaftesten Gefühle immer wieder zurückstaut, welche alle unsere Anläufe immer wieder unterbricht, und keinen andern Ausdruck unseres Selbst zuläßt als den Sarkasmus desjenigen, für den das Leben ein Gefängnis ist . . . Ich wußte damals noch nicht, daß mein Vater mit seinem Sohn so blöde war, wie ich mit ihm, und daß er oft, nachdem er vergeblich auf meinen Gefühlsausbruch gewartet, den mir seine anscheinende Kälte verbot, mit feuchten Augen von mir ging, um mich vor Dritten der Lieblosigkeit anzuklagen.»

Der Faden dieser rein intellektuellen Literatur durchläuft, ohne jemals abzureißen, die schlimmsten Auswüchse des «Pathos». Mit dem 18. Jahrhundert hielten ihn in Händen Mérimée, Stendhal, Joubert; dann empfingen ihn auf ihre Art und Weise Flaubert, Ibsen, Shaw und die anderen tragischen Karikaturisten der Sentimentalität. Wir alle lasen Flauberts «Education sentimentale», worin der gute Geschmack gegen das billige Gefühl mit einer Größe, einer Klarheit protestiert, daß man darob in einen Schüttelfrost verfallen könnte. Durch diese Schule gingen wir — daher haben wir jene Wachsamkeit, jenes Mißtrauen gegenüber unseren Gefühlen. Und da mit der Zeit sich alles Äußere nach innen kehrt, wurde aus der Beschneidung unserer Gebärden schließlich eine Beschneidung unserer Seelen, ein inhaltloser, dumpfer, grauer Schmerz, ein Martyrium.

Gegen dieses Martyrium gibt es nur dieses Heilmittel: es erkennen und bekennen. «Zieh ans Licht deinen Schmerz», riet Goethe dem Künstler, «schaff ihn um!» . . . Nicht alle sind Künstler, nicht alle können ihre Qualen sagen; aber alle können sie bekennen und so von sich tun. Wer kein Werk bauen kann, baue eine Freundschaft. Wer seine Schmerzen nicht in die Welt rufen kann, sage sie seinem Freund ins Ohr. Und wenn er ein Spanier ist und wenn die Tragödie seines Volkes auf ihn Sklavenlaster fortgeerbt, darunter die Unfähig-

keit zu männlicher Freundschaft und wahrhaftigem Gespräch, dann reiße er mit heroischer Gebärde aus seinem Busen diese Laster. Er fliehe die dürre Einsamkeit wie den nichtssagenden Umgang, die Augen fest gerichtet auf das Ideal, wie es enthalten ist in einem Wort Octavio Romeus, unseres schon genannten nicht existierenden Meisters — einem Wort, mit dem ich scheiden möchte von euch, meinen Freunden, die ihr mir, klarsichtig und hellhörig, in eurem Hause diese schöne Abenstunde festlicher Geselligkeit beschertet.

«Ich möchte,» sagte oft Octavio Romeu, «wenn meine Zeit erfüllet ist, sterben in den sanften Armen eines Freundes, mit dem ich bei aller Hochschätzung und Liebe, die uns ein Leben lang verband, doch nie auf Du gestanden hätte.»

Lebt wohl!

Das Werk Aby Warburgs

Mit einem unveröffentlichten Brief Jacob Burckhardts

von Werner Kaegi

Ich war eben von meinen zwei ersten Florentiner Semestern zurückgekehrt und wollte das historische Handwerk, dessen Kunstgriffe ich in Italien schätzen gelernt hatte, in einer deutschen Schule noch genauer erlernen, als ich im Herbst 1921 einen Freund besuchte, der damals in seinem Elternhaus lebte, einem Sanatorium in der Ostschweiz. Wie wir nun eines Morgens in dem vom nächtlichen Regen noch feuchten Park uns ergingen, tauchte von fern zwischen den Bäumen eine kleine männliche Gestalt auf, in Begleitung einer Schwester langsam auf uns zukommend. Mein Freund, der meine Interessen wenn nicht teilte, so doch kannte, begriff sofort den Sinn des Augenblicks, warf ein paar Worte hin von einem Professor, den ich kennen lernen müßte und stellte mich vor. Während mich der fremde Kranke nach Studium und Absichten fragte, suchte ich seine Gestalt zu begreifen: bei aller Kleinheit auffallend breit und kräftig gebaut, machten seine Gesichtszüge den Eindruck eines marmornen Abgrundes von Schmerz, Kampf, harter Gebundenheit und magischem Leistungswillen. Aus einem Körper, der von einer streng ordnenden Kraft beherrscht war, klang eine leise, aber scharfe Stimme,